



Winterthurs Verkehrsgeschichte ist ein Triumph der Strasse über die Schiene: Ein Saurer-Trolleybus überholt 1968 die alte Gaswerklok. Bild: Hans-Peter Bärtschi

Seit 115 Jahren unter Strom

Winterthurs Liebe zum Tram hielt nicht lange, aber die Fahrleitungen durften bleiben: Seit 75 Jahren fahren Trolleybusse abgasfrei durch die Stadt. Zu diesem Jubiläum erscheint das Buch «Tram und Trolley in Winterthur» von Hans-Peter Bärtschi.

MICHAEL GRAF

Rechtzeitig zum Eidgenössischen Schützenfest 1895 stellte der frühere Stadtrat Heinrich Blatter-Hofmann ein privates Rösslitram auf die Beine. Die sechs Fuhrwerke und 35 Pferde hatte er günstig in Basel gekauft, wo die Stadt bereits auf ein elektrisches Tram umstellte. Der Hafermotor sollte sich auch in Winterthur nicht lange durchsetzen.

Ein städtisches Elektrotram galt nämlich auch in Winterthur bald als das Verkehrsmittel der Zukunft. 1897 vergab der Stadtrat den Auftrag für ein Tram an Rieter. Die Maschinenfabrik aus Töss war selbst an einem effizienten Transport ihrer Arbeiter interessiert. Der Strom kam ab 1904 vom städti-

schon Kraftwerk Schöntal, wo heute das Kulturzentrum Gaswerk zu Hause ist.

«Autobus bedeutet Fortschritt»

Doch Winterthurs Liebe zum Tram hatte keinen Bestand. Auf den schlecht gepflegten Schienen wurden die Trams zu Schüttelbechern. 1930 zeigte die Bevölkerung dem Schienengefährten erstmals die kalte Schulter. Fast 70 Prozent der Stimmbürger wollten den Rosenberg per Bus statt Tram erschliessen. Argumente waren die tieferen Investitionskosten und der, dank der neuen Luftreifen, höhere Komfort.

«Autobus bedeutet Fortschritt und weniger Belastung für den Steuerzahler», warb ein Inserat. Der Zeitgeist brauste in Richtung der «autogerechten

Stadt». Winterthur holperte hinterher und schrieb sein kaum amortisiertes Tramnetz teuer ab.

Das bedeutete aber nicht das Ende des Elektroantriebs: 1938 war Winterthur die zweite Schweizer Stadt, die auf Trolleybusse setzte. Diesmal sagten sogar 80 Prozent der Winterthurer Männer Ja zum Bus – und damit Nein zum Tram. Noch im gleichen Jahr rollten die ersten Brown-Boveri-Busse vom Bahnhof Richtung Wülflingen. Im Gegensatz zu den Trams, die noch bis 1951 nach Töss ratterten, sassen die Passagiere jetzt auf Polstern statt auf Holz. Die Trolley-Linien 1 bis 3 waren bis 1951 komplett, 1991 erfolgte der letzte nennenswerte Ausbau, als die Strecke Grüzfeld-Oberseen elektrifiziert wurde.

Im neuen Jahrtausend wehte dem umweltfreundlichen Antrieb allerdings ein kalter Wind entgegen: Teure Investitionen in Leitungen und Fahrzeuge standen an. Auf der Linie 4 über die Breite waren die Leitungen schon 1996

demontiert worden. Jetzt wurde ein totaler Ausstieg diskutiert. Städte wie Basel und Lugano klemmten ihren Bussen den Strom ab und kauften günstige Dieselmotoren. Winterthur dagegen beschloss 2008: Die Stromer dürfen bleiben. Stadtbuss bestellt bei Hess in Solothurn 21 moderne Niederflurtrolleys.

Die halbe Strecke ist elektrisch

Stadtbuss fährt weiterhin elektrisch – wenn auch auf weniger als der Hälfte der jährlich vier Millionen Fahrplan-kilometer. Gestern wurde im Stadtbushauptquartier das Jubiläum 75 Jahre Trolleybus mit rund 150 Gästen gefeiert. Gleichzeitig wurde das Buch «Tram und Trolley in Winterthur» des bekannten Industriehistorikers Hans-Peter Bärtschi vorgestellt. Ein reich bebildertes Weihnachtsgeschenk für alle Tram-Nostalgiker und Bus-Fans.

Tram und Trolley in Winterthur

Hans-Peter Bärtschi, Prellbock-Verlag, 144 Seiten, 250 Bilder, 45 Franken

Ausserhalb der Norm

Am Donnerstag sprachen die Buchautorin Tanja Polli und die Transsexuelle Maria Jenzer am StadTalk über Freud und Leid von Geschlechtsumwandlungen.

BEA PETER

Maria Jenzer wurde 1949 als Walter geboren. 50 Jahre lang lebte sie als Mann, führte eine traditionelle Ehe im aargauischen Bützberg, war Wirt, fuhr Motorrad, trug einen Schnauz – kurzum, sie war ein Bild von einem Mann. Bis sie 2001 zur Frau wurde.

Die heute 64-jährige Dame sitzt lächelnd in der Podiumsrunde in der Coalmine. Sie wirkt entspannt, selbstsicher und kein bisschen gekünstelt, nur im ersten Augenblick irritiert ihre tiefe Stimme. «Ich bin, wie ich bin, eine Operation an den Stimmbändern ist für mich nie in Frage gekommen», sagt sie. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihr Abweichen von der Norm annimmt, lässt einen bald vergessen, dass man

einem Menschen gegenübersteht, der sich nicht so richtig in gängige Schemata einordnen lässt. «Meine Tochter nennt mich Papa, meine Enkelin Nanny», sagt sie. Ihre Offenheit macht es einem einfach, sie als das zu nehmen, was sie ist, eine Transsexuelle.

So einfach war es nicht immer. Als Walter seinem Chef im Winterthurer Restaurant Strauss damals kundtat, dass er nach den Ferien als Frau zurückkommen würde, wurde Maria einen Monat später gefeuert. Die engen Freunde von Walter fühlten sich um ihr Vertrauen betrogen. Er habe sie angelogen.

Maria kann die Reaktionen verstehen, die meisten. Als man ihr allerdings eine Stelle im Zürcher Sozialdepartement aufgrund ihrer Transsexualität verwehrte, ging sie vor Gericht und ge-

wann den Prozess. Ansonsten kann sie sich kaum an Situationen erinnern, in der sie sich diskriminiert fühlte, sie nimmt Irritationen mit Humor und schätzt die direkte Konfrontation.

Es geht aber bei Weitem nicht allen Transsexuellen so. Tanja Polli hat zwölf Menschen für das Buch «Das Geschlecht der Seele» porträtiert. Viele von ihnen haben Mühe damit, dass ihr Art pathologisiert werde, dass sie diskriminiert würden und dass der ganze Prozess der Geschlechts-

umwandlung künstlich von Ämtern in die Länge gezogen werde. Zwei Jahre muss sich ein Mensch unter psychiatrischer Aufsicht in die gewünschte zukünftige Rolle begeben, bis er mit dem Umwandlungsprozess beginnen darf und schliesslich seinen Geburtsschein ändern lassen kann. Eine Sicherheits-

massnahme, die für viele eine Tortur sei, sagt Polli.

Dabei ist der Schritt vom Mann zur Frau eigentlich nur eine knappe Woche lang und eine Anti-Testosteron-Pille gross. Innert weniger Tagen hatte Jenzer die ernüchternde Erkenntnis, was denn einen Mann zum Mann macht. «Es ist verrückt, da ist man 50 Jahre lang ein Mann mit allem, was dazugehört, sexuellen Fantasien, Motorradfahren, dem Wohlfühlen in der patriarchalischen Rolle usw., und plötzlich ist das einfach weg», erzählt sie. Ohne Testosteron fühlte sie sich geschlechtslos. Weibliche Hormone, die sie ihr Leben lang einnehmen muss, bringen den Körper aber später wieder ins Gleichgewicht und erwecken die Sexualität. Man könnte fast etwas neidisch werden um das geheime Wissen der Transsexuellen. Jeder und jedem anderen bleibt nur die Wahl, die Welt aus der Perspektive eines einzigen Geschlechts zu sehen.

Das Geschlecht der Seele

Tanja Polli und Ursula Markus
Elster-Verlag



«Meine Tochter nennt mich Papa, meine Enkelin sagt Nanny»

Maria Jenzer

LOMO

VON JOHANNES BINOTTO



Keller voller Möglichkeiten

Ein Stück Schweizer Identität ist bedroht! Nein, ich rede nicht von Uhren ohne Schweizer Laufwerk oder Alpengebieten, die zubetoniert werden. Ich rede vom Luftschuttkeller. Dieser soll nämlich, so finden zahlreiche Politiker, abgeschafft werden. Wozu noch eine Schutzraumpflicht, wo doch nicht einmal Bundesrat Maurer davon ausgeht, dass es in der Schweiz jemals zu einem Panzerkrieg kommt, bei dem alle unter die Erde müssen. Der Bunker sei ein alter Zopf, tönt es von links bis rechts – also weg damit! Doch droht man dabei zu vergessen, dass der helvetische Luftschuttkeller eben immer schon mehr war als nur ein Bunker. Militärische Anlage war er nie. Dafür aber alles andere: Fitnessraum und Partykeller, Abstellplatz und Bastelecke, Sporttrophäenmuseum und Heimwerkerparadies, Zeitschriftenarchiv und Vinothek.

Heterotopie – so nannte der französische Philosoph Michel Foucault jene Utopien, die nicht einfach Hirngespinnst bleiben, sondern reale Gestalt annehmen. Und eben das ist der Luftschuttkeller: eine Beton gewordene Utopie. Möglichkeitsraum. Reines Potenzial. «My home is my castle», sagen die Briten. «Miin Luftschuttkeller isch au e Wellness-oase», sagen die Schweizer. Und das wollen uns die Politiker nun rauben? Ob sie sich bewusst sind, welche Konsequenzen das haben kann? Zu welchen Familienstreitigkeiten wird es kommen, wenn man die Kinder nicht mehr in den schallisolierten Luftschuttkeller zum Streiten schicken kann, und nicht auszudenken auch die Beziehungskrisen, die sich ergeben, wenn der Partner seine zwischen 1982 und 2011 aufgebaute Töff- und Kinoheftli-Sammlung nun im Wohnzimmer aufstellen muss. Wohin mit all den handgetöpferen Duftlämpchen und selbst gezogenen Wachskerzen, den Traumfängern, Vogelhäuschen, Steintürmen und Schwemmholz-Mobiles, die einem von Weihnachten zu Weihnachten zufliegen? Mag sein, dass man den privaten Bunker mangels Krieg nicht mehr braucht. Doch fürchte ich umgekehrt, wenn der Luftschuttkeller weg ist, gibt es Krieg.

Eine Hochschule zum Anfassen

Nicht nur Bergfreunde wandern quer durch die Schweiz. Auch die ETH Zürich tourt im Rahmen von «ETH unterwegs» durch verschiedene Schweizer Städte. Am 3. und 4. Dezember macht sie an der Kantonsschule Im Lee halt und gibt Einblick in naturwissenschaftliche und technische Studienrichtungen. Am Dienstag startet die Veranstaltung mit dem Referat einer Ingenieurin, die aus ihrem Arbeitsalltag erzählt. Am Mittwoch gibt es Vorträge, welche die Studienrichtungen der ETH vorstellen. Neben den Referaten gibt es auch eine Erlebnisausstellung. An dieser können die Schüler Experimente von ETH-Studenten ausprobieren. So zum Beispiel ein Modell, das zeigt, wie sich Regen oder Erdbeben auf den Baugrund auswirken können. (rap)